

Mark Roche

*Was die deutschen Universitäten
von den amerikanischen
lernen können und was sie
vermeiden sollten*

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Christiana Goldmann

Meiner

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-2492-7

ISBN eBook: 978-3-7873-2493-4

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2014. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt
auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, so-
weit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch
Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim.
Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO
9706, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in
Germany.

Inhalt

Vorwort	9
KAPITEL I	
Idee und Wirklichkeit der Universität	19
1. <i>Die historische Größe der deutschen Universität</i>	19
Von den Anfängen bis zur Versandung	19
Die deutsche Umgestaltung der Universität	22
Deutschland fällt zurück	33
Die anhaltende Größe der deutschen Universität	35
2. <i>Die Entstehung der amerikanischen Universität</i>	41
Die Amerikanisierung des deutschen Modells	43
Die amerikanische Transformation der Universität ..	48
3. <i>Probleme und Herausforderungen der deutschen Universitäten</i>	59
4. <i>Probleme und Herausforderungen des amerikanischen Hochschulsystems</i>	68
KAPITEL 2	
Die Hauptmerkmale des amerikanischen Universitätswesens	95
1. <i>Vielfalt</i>	95
Amerikas College- und Universitätslandschaft	96
Verschiedene Formen der Vielfalt	104
Probleme und Herausforderungen der Vielfalt	106
2. <i>Flexibilität</i>	108
Das geringe Regulierungsniveau	109
Amerikanische Departments contra Deutsche Lehrstühle	116

Der akademische Unternehmer	119
Beispiele für Flexibilität innerhalb der Universitäten	124
Interne Umschichtung	126
Probleme und Herausforderungen der Flexibilität	128
 3. <i>Wettbewerb</i>	131
Das Konkurrieren um Studenten	134
Lehrkörper und Wettbewerb	137
Rankings	139
Globaler Wettbewerb	143
Inneruniversitärer Wettbewerb	144
Finanzmittel und Wettbewerb	146
Probleme und Herausforderungen des Wettbewerbs	148
 4. <i>Anreizstrukturen</i>	151
Auslese der Besten	152
Forschungsanreize	155
Anreize für die Lehre	156
Probleme und Herausforderungen der Anreizstrukturen	157
 5. <i>Verantwortlichkeit und Rechenschaftspflicht</i>	159
Bewertung und Betreuung des Lehrkörpers	163
Maßstäbe an eine Institution legen	169
Verantwortlichkeit der Verwaltung	174
Probleme und Herausforderungen der Verantwortlichkeit bzw. der Rechenschaftspflicht	178
 6. <i>Studentenzentriertheit</i>	181
Weisen des Lehrens und Lernens	186
Die Entwicklung intellektueller Tugenden	191
Außercurriculare Aktivitäten	194
Priorität für Studenten und Lehre	196
Probleme und Herausforderungen der Studentenzentriertheit	199
 7. <i>Gemeinschaftsgeist</i>	201
Gemeinschaft unter den Studenten	203
Gemeinschaft innerhalb des Lehrkörpers	207

Die Rolle von Leitung und Personal	211
Probleme und Herausforderungen der Gemeinschaft	217
 KAPITEL 3	
Herausforderungen und Chancen des Wandels in Deutschland	221
1. <i>Zielvorstellung und Flexibilität</i>	224
2. <i>Mittel</i>	243
Kosten einer guten Ausbildung	246
Möglichkeiten für Studiengebühren in Deutschland ..	248
3. <i>Das Problem der Integration</i>	256
Bologna	261
4. <i>Hoffnung</i>	272
 Zitierte Literatur	283
Danksagungen	296

Vorwort

Nur wenige würden bestreiten, dass das deutsche Hochschulwesen in der Krise steckt, in einer Krise, deren Ende sich nicht absehen lässt. Von dem vielfältigen Echo auf Karl Jaspers' *Die Idee der Universität* (1923, 1946 und 1961) und Helmut Schelskys *Einsamkeit und Freiheit* (1963), ein ebenso kenntnisreiches wie im Grunde optimistisches Buch, auf das freilich Schelskys desillusionierter *Abschied von der Hochschulpolitik* (1969) folgte, bis hin zu Reinhards Brandts *Wozu noch Universitäten?* (2011) und den hochschulpolitischen Feuilletons unserer Tage bildet das Unbehagen am Zustand des deutschen Universitätssystems ein immer wiederkehrendes Thema.

Trotz dieses allgemeinen Krisengefühls besteht allerdings keine Übereinstimmung darüber, welches denn eigentlich die Probleme sind, geschweige denn, was Lösungen sein könnten. Professoren und Politiker geben unterschiedliche Erklärungen. Ist die Finanzierung das Problem? Wenn ja, sollte sie vom Bund oder von den Ländern kommen, von den Studenten oder von Sponsoren? Sind die Universitätsverwaltungen das Problem, denen es an unternehmerischem Geist, an überzeugenden Zielvorstellungen und an hinreichendem Sinn für Wettbewerb fehlt? Oder sollten die Universitäten sich selbst überlassen werden, unbehelligt von einer erstickenenden staatlichen Bürokratie, die alles reguliert und ebenso prinzipienlos wie ziellos Hochschulreform betreibt?

Die Krise des gegenwärtigen deutschen Hochschulwesens ist in vielerlei Hinsicht eine Identitätskrise. Es besteht kaum Übereinstimmung darin, was Universitäten sein sollten und sein können. Die kollektive Erinnerung an eine vergangene Größe ist weitgehend verschwunden, ohne dass sich ein neues, praxistaugliches Ideal, eine Zukunftsvision, eingestellt hätte. Sofern eine Vorstellung davon, was eine Universität sein sollte, überhaupt noch artikuliert wird, werden die meisten Beobachter auf Diskrepanzen zwischen dieser Vorstellung und der Wirklichkeit, ja auf die Widersprüchlichkeit des normativen Ideals hinweisen, etwa darauf, dass die Universi-

tät gleichzeitig Eliteuniversität und Massenuniversität sein soll. Das Vertrauen wird außerdem durch die Außenperspektive auf das deutsche Hochschulwesen erschüttert, durch *Rankings*, die nicht eben schmeichelhaft sind. In einem weltweiten *Ranking* der Hochschulsysteme, das *Universitas21* im Jahr 2012 vorgelegt hat, rangiert Deutschland unter 48 Ländern auf Rang 17, in Europa auf Rang 11 (Williams et al.). Kein Wunder, dass zunehmend nach Alternativen zum bestehenden Zustand gesucht wird.

Welche Reformen muss Deutschland in Angriff nehmen, um sicherzustellen, dass seine Universitäten international wettbewerbsfähiger werden und seine Studenten die Bildung bekommen, die wir seit jeher mit den bedeutenden deutschen Universitäten verbinden? Was soll werden, wenn die Mittel aus der Exzellenzinitiative 2017 aufhören werden zu fließen? Sollte Deutschland seinen Blick auf die USA richten, die in einem weiten Fächerspektrum eine Führungsrolle übernommen haben und Studenten, Promovierte und Professoren von überall her auf der Welt anziehen? Sollte Deutschland nicht besser manchen Kuriositäten des amerikanischen Hochschulwesens, von denen man hört, Widerstand entgegensetzen, etwa sozial unausgewogenen Studiengebühren, einer nach Dollars jagenden Forschung und der gewaltigen Ungleichheit der Universitäten untereinander?

Während Deutschland mit Reformen ringt, werden amerikanische Universitäten immer wieder als mögliche Vorbilder empfohlen. Einige, die das tun, haben noch nie eine amerikanische Universität von innen gesehen. Andere verstehen sich nur bruchstückweise auf die eigentümlichen Schwierigkeiten des komplexen amerikanischen Hochschulwesens, nämlich auf die große Bandbreite der über Amerika verteilten Universitäten und Colleges, und auf die verschiedenen Faktoren, die seine anhaltende Weiterentwicklung praktisch bedingen.

Was sich in diesen Erörterungen allerdings sehr deutlich zeigt, ist der unzweideutig gute Ruf der besten amerikanischen Universitäten. In dem von *Universitas21* für 2012 vorgelegten *Ranking* stehen die USA auf Rang 1, sechzehn Ränge vor Deutschland (Williams et al.). Die Mehrheit der Nobelpreisgewinner besteht Jahr für Jahr aus Wissenschaftlern, die an amerikanischen Universitäten ausgebildet wurden oder dort tätig sind, obschon viele von ihnen nicht

aus den USA stammen. Von den 117 zwischen 2000 und 2010 für Forschung vergebenen Nobelpreisen gingen 78 an Wissenschaftler, die in den USA tätig sind (darunter 57 gebürtige US-Bürger), zehn an Wissenschaftler im Vereinigten Königreich und sieben an Wissenschaftler in Japan. Kein anderes Land hat es auf mehr als fünf gebracht. Dem *Academic Ranking of World Universities 2013* zufolge, das von einer Forschergruppe in Shanghai stammt und sich auf die Naturwissenschaften konzentriert, sind 17 von 19 Universitäten an der Spitze amerikanische (Cambridge und Oxford sind die beiden anderen). Die darin am höchsten rangierende Universität, die TU München, liegt auf Rang 50. Keine einzige deutsche Universität gehört zur Gruppe der fünfzig Besten in den *QS World University Rankings 2012/2013*, und nur eine einzige deutsche Universität rangiert dort in den *Times Higher Education World University Rankings 2012–2013*: Die Ludwig-Maximilians-Universität in München landet auf Rang 48.¹ 1902, als das deutsche Universitätswesen in seiner Blüte stand, gab es an allen amerikanischen Universitäten zusammen gerade einmal 293 Promotionen (Thurgood et al. 6); heute verfügen die USA über fast ebenso viele promotionsberechtigte Forschungsuniversitäten.

Die Vereinigten Staaten haben es zu einer Stellung gebracht, welche derjenigen entspricht, derer sich die deutschen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert erfreuten. Durch die Studiengebühren, die Drittmittel und ihr Stiftungskapital gehören die amerikanischen Universitäten außerdem zu den finanziell bestausgestatteten auf der Welt. Die USA geben fast doppelt so viel Geld pro Student aus wie Deutschland (*Education at a Glance 2012* Tabelle B1.1a), davon stammt ein beträchtlicher Teil aus privaten Quel-

¹ Im *Academic Ranking of World Universities 2013* belegen drei deutsche Universitäten Plätze zwischen 51 und 100: Heidelberg steht auf Platz 54, die LMU auf 61 und Freiburg auf 100; auch in den *Times Higher Education World University Rankings 2012–2013* tauchen drei deutsche Universitäten zwischen Rang 51 und 100 auf: Göttingen auf Rang 70, Heidelberg auf 78 und die Humboldt-Universität Berlin auf 99. In den *QS World University Rankings 2012/2013* belegt die TUM von allen deutschen Universitäten den besten Platz, nämlich 53. Heidelberg folgt auf Platz 55, die LMU auf 60 und die Freie Universität Berlin auf 87. Die bestplatzierte deutschsprachige Universität ist anhaltend die ETH Zürich, die in diesen drei Listen die Plätze 20 bzw. 12 und 13 belegt.

len.² Die finanzielle Ausstattung hat Einfluss auf die Studienbedingungen. In dem zuletzt von *U.S. News and World Report* vorgelegten *Ranking* der 50 besten amerikanischen Universitäten liegt das Verhältnis Studenten zu Professoren außer in vier Fällen unter 18:1, im Durchschnitt ist es 11:1, an einer Universität sogar 3:1 (70–71). Bezogen nicht nur auf Professoren, Dozenten und Assistenten, sondern auch auf Lehrkräfte für besondere Aufgaben, liegt das entsprechende Zahlenverhältnis für die deutschen Hochschulen bei 42:1 (*Statistisches Jahrbuch 2012*, 90; 94). In den Sprach- und Kulturwissenschaften liegt es in Deutschland bei 76:1 (*Statistisches Jahrbuch 2012*, 90; 94), speziell in der Germanistik sogar bei 133:1 (*Statistisches Jahrbuch 2011*, 149; 155).

Die US-amerikanischen Universitäten sind für die USA ein enormer Wirtschaftsfaktor. Jonathan Cole, dessen umfangreiche Untersuchung des amerikanischen Hochschulwesens sich auf die Forschungsproduktivität konzentriert, berichtete 2009, dass Professoren, Studenten und Ehemalige der Stanford University im Jahr 2008 mehr als 2.300 Unternehmen gegründet haben, von denen sechs, alle in Stanfords Nachbarschaft, nämlich im Silicon Valley, insgesamt 261,2 Milliarden Dollar verdient haben. Cole erwähnt auch, dass die 4.000 Unternehmen, die mit dem Massachusetts Institute of Technology (MIT) zusammenhängen, 1,1 Millionen Menschen beschäftigen und jährlich Waren im Wert von 232 Milliarden Dollar exportieren. Würde man diese Unternehmen, die von ihren Verbindungen zum MIT leben, mit einem Staat vergleichen, dann befände sich dieser weltweit unter den führenden 25 (196–98).

Die USA ziehen die meisten ausländischen Studenten an. Laut *Education at a Glance 2013* gehen 16,5 % aller Studenten, die im Ausland studieren, in die USA (Tabelle C4.4). Das Handelsministerium schätzt, dass durch diese Ausländer jährlich mehr als 15 Milliarden Dollar an Studiengebühren und Geldern für ihre Lebenshaltungskosten ins Land fließen (*Approaches 9*). Nicht weniger wichtig ist freilich, was die amerikanischen Universitäten für die amerikanische

² Wo es nur möglich ist, beziehe ich mich auf *Education at a Glance 2013*. Da jedoch die Ausgabe für 2013 in manchen Fällen keine vergleichenden Angaben zu Deutschland und den USA enthält, machen einige wenige Vergleiche den Rückgriff auf statistisches Material von 2012 nötig.

Außenpolitik und die internationale Verständigung tun, indem sie Menschen ausbilden, die weltweit Führungsaufgaben übernehmen.

Da viele Deutsche die USA als ein mögliches Vorbild ansehen, wird man sich hierzulande darüber klarwerden müssen, welches die bewegenden Kräfte im amerikanischen Hochschulsystem sind, worin seine Stärken und worin seine vermeidbaren Schwächen liegen und welche fortdauernden Herausforderungen es zu bewältigen hat. Das vorliegende Buch gibt Deutschen, denen an Verbesserungen ihres Hochschulwesens gelegen ist, einen Einblick in das amerikanische System.

*

Über viele Jahre habe ich Erfahrungen mit einem großen Spektrum amerikanischer Universitäten gesammelt. Mein Bakkalaureat machte ich am Williams College, einem der führenden Colleges der USA, das nicht einmal 2.000 Studenten hat. Promoviert habe ich an der Princeton University, einer erstrangigen privaten Forschungsuniversität. An der Ohio State University, einer der größten staatlichen Universitäten der USA, habe ich zwölf Jahre lang gelehrt und war überdies fünf Jahre in der dortigen Administration tätig. Heute zählt die Ohio State mehr als 55.000 Studenten. Seit siebzehn Jahren arbeite ich an der University of Notre Dame, einer Universität, die zu den besten 20 der Nation zählt und Amerikas führende katholische Universität ist. Die meiste Zeit über habe ich dort als Dean des *College of Arts and Letters* amtiert, als Vorgesetzter von etwa 500 Professoren und rund zwanzig Fachbereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Künste.

Mit Rücksicht auf den weit größeren Entscheidungs- und Handlungsspielraum, über den ein amerikanischer *dean* im Gegensatz zu einem deutschen Dekan verfügt, werde ich das englische Wort ›Dean‹ im Folgenden beibehalten. Dasselbe gilt für den in amerikanischen Universitäten sehr einflussreichen ›Provost‹, der über das akademische Profil und häufig auch den Haushalt der ganzen Universität wacht.

Das amerikanische Hochschulwesen zeichnet sich vor allem durch seine Vielfalt aus. Außer den klassischen Colleges, privaten Forschungsuniversitäten und großen staatlichen Universitäten kennt es auch zweijährige, an der Berufsausbildung bzw. Universi-

tätsvorbereitung orientierte *community colleges*, zu denen der Zugang relativ leicht ist und wo die Studiengebühren bescheiden sind. Amerika profitiert entscheidend von dieser institutionellen Manigfaltigkeit.

Reiche Erfahrungen habe ich auch an deutschen Universitäten sammeln können. Als Student verbrachte ich zunächst ein Semester im Rahmen eines amerikanischen Kooperationsprogramms an der Universität Bonn, später studierte ich zwei Jahre lang an der Universität Tübingen, wo ich auch meinen Magister machte. Einige Jahre später lehrte ich an der Universität Dresden und forschte, im Besitz eines Humboldt-Stipendiums, an der Universität Essen. 2009 war ich Christian-Wolff-Professor an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. An diesen Universitäten habe ich die Qualität des Lehrkörpers, die den Studenten eingeräumte Selbständigkeit und die zahlreichen intellektuellen Zirkel, in denen man sich an einer deutschen Universität engagieren kann, sehr zu schätzen gelernt.

Da Vielfalt an und für sich ein Wert ist, wäre es jammerschade, wenn Deutschland seine Universitäten derart veränderte, dass der Universitätsartenreichtum dadurch global schrumpfte. Welche Reformen auch immer in Betracht gezogen werden – man sollte die Vorzüge des deutschen Systems erhalten bzw., im Fall von Stärken, die derzeit nicht mehr deutlich sichtbar sind, wiederherstellen. Nur eine schlechte Art der Internationalisierung, die in Wahrheit eine Form von Kolonialisierung ist, würde solche Elemente kurzerhand abschaffen. Gleichzeitig kann Deutschland jedoch etwas von der Praxis in anderen Ländern lernen. Es kann einsehen, dass es gut ist, ein breiter gefächertes Spektrum von Universitäten zu haben, das Flexibilität und Innovation erhöht, belebende Wettbewerbsstrukturen sicherstellt und insgesamt nur zum Vorteil der Studenten ist. Als Wissenschaftler, akademischer Lehrer und Administrator, der beide Systeme gut kennt, möchte ich einen Beitrag zu dieser Debatte leisten.

*

Ein Buch über das Hochschulwesen kann sein Ziel auf mehr als eine Weise verfehlten. Manche sind sterbenslangweilig. Oft überladen mit abstoßendem Fachjargon, technischen Einzelheiten und Tabellenkram, bieten sie wenig, das von praktischem Nutzen wäre,

geschweige denn Amüsantes. Solche Bücher sind wohl nur etwas für andere Akademiker, die sich auf Erziehungswissenschaft oder Hochschulverwaltung spezialisieren; selten habe ich einen hochgestellten Administrator an der Universität getroffen, der sie nützlich fände. Dann gibt es lockere Sammlungen von Gelegenheitsreden, die nicht organisch zusammenhängen und von Wiederholungen strotzen; sie sind wohl hauptsächlich für die Angehörigen einer lokalen akademischen Gemeinschaft interessant. Dann die überaus abstrakten Abhandlungen, die sich über das Hochschulwesen verbreiten, ohne irgendeine solide, konkrete Beziehung zur derzeitigen Situation und auch ohne ordentliche Verbesserungsvorschläge; was das betrifft, kann man nicht sagen, dass sie besonders anregend, informativ und horizionterweiternd wären. Und schließlich gibt es die Streitschriften, die gegen bestehende Missstände wettern, von der *political correctness* auf dem amerikanischen Campus bis hin zu den Bolognareformen in Europa. Sie haben über ihre kritische Diagnose hinaus selten etwas Positives oder Konkretes zu bieten. Unterhaltsam und oft instruktiv, ist ihr Nutzen gleichwohl begrenzt.

Wenn es so viele Weisen gibt, das Ziel zu verfehlten, warum sollte auch ich noch etwas zu dieser Sparte Literatur beisteuern? Das vorliegende Buch ist allerdings von anderer Art. Obwohl es Zahlen und Statistiken verarbeitet und auch von Forschungsergebnissen aus Pädagogik und Management Notiz nimmt, beruht meine Analyse der amerikanischen Situation doch hauptsächlich auf eigener Erfahrung und dem Nachdenken darüber. Es ist das Resümee aus 17 Jahren Verwaltungstätigkeit, davon sechs in der Eigenschaft als Leiter (*chairperson*) von Departments (an zwei verschiedenen Institutionen) und elf in der Funktion als Dean.

In dieser Zeit der Reformen und der Neubesinnung in Deutschland möchte mein Buch einen lesbaren, praktischen und konstruktiven Beitrag dazu leisten, sich in dem durch das Hochschulwesen markierten Problemfeld zu orientieren, einen Beitrag, der einschlägiges Zahlenmaterial und weitere Informationen bereitstellt, durch erfahrungsgestützte Reflexion bereichert und letztlich von der philosophischen Überzeugung getragen wird, dass die Artikulation und lebendige Verkörperung einer zielführenden Vision von ausschlaggebender Bedeutung für den Erfolg unserer Universitäten wie unseres höheren Bildungswesens insgesamt sind. Ich versuche in

diesem Buch darzulegen, wie das amerikanische Hochschulwesen funktioniert, d. h. welches seine bestimmenden Prinzipien und Kategorien sind. Dazu greife ich auf persönliche Erfahrungen zurück, die die Sache anschaulich machen. Ich stelle ausdrücklich die Frage, was sich davon übernehmen lässt. Deutschland befindet sich derzeit in einer Übergangsperiode, wo vieles schon im Fluss ist, während andere Änderungen noch erwogen werden oder gar umstritten sind. Manche dieser Änderungen sind bloß kosmetischer Natur, andere bewegen sich kleinschrittig innerhalb längst eingeschlagener Bahnen, doch noch andere haben, wie wir sehen werden, tatsächlich das Zeug zu einer durchgreifenden, transformativen Strukturreform. Welche Verhältnisse und Verfahrensweisen sind denn nun eigentlich charakteristisch für die USA, was hingegen ist nur für bestimmte Typen amerikanischer Universitäten bezeichnend und was davon lässt sich überhaupt auf Deutschland übertragen? Mit Bezug auf die Beispiele für Letzteres: Wären Änderungen in dieser Richtung auch notwendig oder gar attraktiv, und wenn ja, wie ließe sich ihre praktische Umsetzung bewerkstelligen? Wenn Deutschland sich bestimmte amerikanische Grundsätze zu eigen macht, vor welchen Fallen sollte es auf der Hut sein?

Dieses Buch untersucht drei Themen, die miteinander zusammenhängen. Das erste Kapitel behandelt Idee und Geschichte der Universität, sowohl in Deutschland als auch in den Vereinigten Staaten. Es erörtert die historische Bedeutung des deutschen Hochschulwesens, das seinesgleichen nicht hatte, bestimmte Aspekte seiner bis heute anhaltenden Größe und seine drängendsten Probleme, sodann den noch nicht lange zurückliegenden Aufstieg des amerikanischen Hochschulwesens zu der Bedeutung, die es heute hat, sowie die darin versteckten Probleme. Das zweite Kapitel untersucht die bestimmenden Merkmale des amerikanischen Hochschulwesens der Gegenwart, einschließlich der sehr weitgehenden Vorteile und der vergleichsweise geringeren Herausforderungen und Probleme, die damit verbunden sind. Das Augenmerk gilt der Weise, wie jene Merkmale die amerikanische Universität stimulieren, und ebenso den Formen, in denen Deutschland hier abweicht. Das dritte Kapitel kehrt zur gegenwärtigen Lage in Deutschland zurück, es befasst sich mit chronischen Problemen hier und weist gangbare Auswege aus der gegenwärtigen Krise.

Gestützt auf das Manuskript dieses Buches habe ich in den vergangenen Jahren an verschiedenen deutschen Universitäten Vorträge gehalten, und die Resonanz zeigte mir, dass der Gegenstand bei Professoren, Administratoren und Studenten einen Grad des Interesses findet, der wohl größer ist als der für die spannendsten philosophischen, literarischen und historischen Themen. Ganz zu Recht ist die Sorge um den Erfolg des deutschen Hochschulwesens ein öffentliches Thema ersten Ranges. Ich darf also hoffen, dass mein Buch, durch das man auch Einblick in bestimmte Bereiche der amerikanischen Kultur überhaupt erhält, bei Politikern und einer breiteren Öffentlichkeit Aufmerksamkeit und positive Aufnahme finden wird.

I. Idee und Wirklichkeit der Universität

1. Die historische Größe der deutschen Universität

Von den Anfängen bis zur Versandung

Institutionen der höheren Bildung reichen zwar bis weit in die Antike und das frühe Mittelalter zurück – man denke an die platonische Akademie und die Klöster des Christentums –, die ersten Universitäten entstanden in Europa jedoch erst zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert. Damals wuchs die Nachfrage nach Gelehrten, welche es verstanden, die Überlieferung der heidnischen Antike, die in zunehmendem Maß durch zeitgenössische Übersetzungen der hellenistischen Philosophie und Wissenschaft Verbreitung fand, mit der christlichen Offenbarung zu verschmelzen. Ferner ergab sich eine Nachfrage nach Fachleuten mit akademischer Berufsausbildung, speziell nach Juristen. Unter den ältesten Universitäten, denen in Italien und Frankreich, spezialisierte sich Bologna auf die Rechtswissenschaft, und Paris, schnell die angesehenste Universität überhaupt, spezialisierte sich auf Theologie, zusammen mit Logik und Naturphilosophie. Ohne eigene Gebäude oder Bibliotheken (Bücher wurden von den Studenten üblicherweise gegen Geld ausgeliehen), waren die ältesten Universitäten im Wesentlichen eine aus den Studenten und ihren Lehrern zusammengesetzte Körperschaft – *universitas magistrorum et scholarium* –, ein Gebilde, das sich spontan entwickelte. Eine solche häufig sehr überschaubare Körperschaft war flexibel genug, auch umzuziehen. Das geschah z. B. 1409, als Professoren und Studenten Prag verließen und eine Universität in Leipzig gründeten.

Im Lauf der Zeit nahm das Wort ›Universität‹ mehr und mehr die Bedeutung an, das curriculare Ganze zu bezeichnen: *universitas studiorum*. Der Lehrkörper gliederte sich in die *facultas artium* (was wir in den USA heute *arts and sciences* nennen und in Deutschland noch im 19. Jahrhundert die philosophische Fakultät hieß) sowie die

medizinische, die theologische und die juristische Fakultät. Unterrichtet wurde auf Lateinisch. Studiert wurden zunächst die freien Künste: Die drei Elementarkünste, das *trivium*, nämlich Grammatik, Rhetorik und Dialektik, konzentrierten sich auf den Erwerb sprachlicher Fertigkeiten, für die Fortgeschrittenen schloss sich das *quadrivium* an, nämlich Geometrie, Arithmetik, Musik und Astronomie. Nach Abschluss ihres Studiums der freien Künste konnten die Studenten mit Medizin, Jurisprudenz oder Theologie weitermachen. In der Frühzeit war Wissensvermittlung, nicht Forschung, der universitäre Hauptzweck, auch wenn die beste Universität, Paris, berühmte Gelehrte berief, etwa Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Bonaventura. Das ganze Mittelalter hindurch, bis in die frühe Neuzeit, war allen der stark konfessionelle Charakter der Universität gegenwärtig; die Theologie galt als die führende Disziplin.

Wie andere Institutionen mit solch einer langen Geschichte erlebte auch die Universität ihre Höhen und Tiefen. Das lag sowohl an wirtschaftlichen, sozialen und intellektuellen Konjunkturen als auch an nationalen und konfessionellen Faktoren und an den Konstellationen herausragender Persönlichkeiten. Humanismus und Reformation führten zur Gründung zahlreicher neuer Universitäten, Wittenberg z. B. und Königsberg, doch schwächten Reformation und Gegenreformation zugleich den Universalismus der Universitätskultur und führten an etlichen britischen und deutschen Universitäten zu konfessionellen Säuberungen.

Die ersten Universitäten im deutschsprachigen Gebiet, Prag, Wien und Heidelberg, waren Gründungen des 14. Jahrhunderts (Heidelberg ausdrücklich nach dem Pariser Vorbild). Da das Lateinische in ganz Europa die Verkehrssprache an den Universitäten war, war es jedoch nicht so wichtig wie später, als die Nationalsprachlichkeit sich durchsetzte, wo die Institutionen sich befanden, dennoch verdient es Beachtung, dass Universitäten in vielen europäischen Ländern, einschließlich Portugal, Polen und Ungarn, gegründet wurden, bevor das Deutschland in den Grenzen von heute in Heidelberg seine erste Universität erhielt. Der Unterricht auf Deutsch ist erfolgreich durch Christian Thomasius gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt worden. Um ihr jeweiliges Territorium zu fördern, ergriffen viele Fürsten und Städte die Initiative zur Gründung weiterer Universitäten. Mehr als ein halbes Dutzend, wie

Würzburg, Leipzig und Tübingen, wurden im Lauf des 15. Jahrhunderts gegründet. Gegen Ende des Jahrhunderts waren Wien, Köln und Leipzig die größten Universitäten im Reichsgebiet. An diesen drei studierte mehr als die Hälfte der deutschen Studenten (Eulenburg 54–55). Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert hatten die meisten Universitäten nur ein paar hundert Studenten. Noch in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatten mehr als ein halbes Dutzend deutscher Universitäten weniger als hundert Studenten.

Im 18. Jahrhundert machten Universitäten ganz allgemein, in Deutschland und auch sonst, keinen guten Eindruck. In der Regel hielt man die Universität für unfruchtbar, ihr Wissen galt als erstarrt, und von den Professoren dachte man, sie vermittelten den Studenten nichts anderes als dieses erstarrte Wissen. Die meisten Universitäten hatten den Studenten kaum mehr als erweiterten Schulunterricht zu bieten, wobei der Schwerpunkt auf den alten Sprachen und der Interpretation klassischer Texte lag. Sich in den Klassikern auszukennen, galt als intellektueller Befähigungsnachweis, und die Werke der Klassiker galten als wissenschaftliche Quellen. Doch um scharfsinniges Denken zu prüfen, gab es andere, scheinbar praktischere Mittel. Die Fortschritte in Astronomie und Physik ließen viele klassische Texte als überholt erscheinen. Die Unzufriedenheit mit dem fehlenden Praxisbezug und der fehlenden Einbeziehung der modernen Wissenschaft führte dazu, dass, häufig durch Autodidakten, die Forschung nach außen verlagert wurde, wobei es auch zur Gründung unabhängiger Einrichtungen der beruflichen Ausbildung kam, etwa für Ingenieure. Es wurde behauptet, jenes praktische, nützliche Wissen, nach dem so große Nachfrage bestand, lasse sich anderswo besser erwerben. Es verwundert denn auch nicht, dass die meisten bedeutenden Köpfe des 17. und 18. Jahrhunderts – man denke an Bacon, Hobbes, Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz, Voltaire und Rousseau – außerhalb der Universitäten tätig waren.

Abgesehen davon, dass sie nur wenige Studenten hatten, waren die Universitäten auch finanziell schlecht ausgestattet. Ihrer schlechten Reputation halfen die studentischen Duelle und Tumulte gewiss nicht ab. Außerdem sah man in den Universitäten die Bewahrer alter Zöpfe. So kam es, dass 1793, im Zuge der Französischen Revolution, die französischen Universitäten abgeschafft wurden. Stattdessen schuf Frankreich eigene Fachhochschulen, die für die

Berufsausbildung von Ärzten, Ingenieuren, Juristen und Lehrern bestimmt waren. Erst 1896 wurde die Bezeichnung ›Universität‹ für mehrere Fakultäten unter einem Dach wieder eingeführt, und erst 1968 verschmolz Frankreich seine Fakultäten zu einer einzigen und nahm den Grundsatz der Einheit von Forschung und Lehre an (Ben-David, *Centers* 16 und 107). Die französischen Universitäten waren den staatlichen Behörden ganz und gar unterstellt, Prüfungen wurden von Beamten ausgerichtet und überwacht. Damals sah man in der Staatskontrolle die Befreiung von dem früheren Einfluss und der Kontrolle durch Kirche und Adel.

Trotz der Unfruchtbarkeit der Universität während des 18. Jahrhunderts kam es in manchen Gegenden Europas zu interessanten Entwicklungen. Ein Beispiel dafür war Schottland, ein wichtiges Zentrum der Aufklärungsphilosophie und -wissenschaft, dessen Wirkung auf das US-amerikanische College beträchtlich war. Die schottischen Universitäten bezogen moderne Gegenstände ein, einschließlich der Naturwissenschaft, doch aus verschiedenen Gründen erwies sich dieser Schwung als nicht nachhaltig genug (Sloan).

Die deutsche Umgestaltung der Universität

Auch Deutschland war eine Ausnahme. Deutschland entwickelte ein Modell, das nicht allein an Boden gewann, sondern die Idee der Universität revolutionierte, und zwar über Europa hinaus. In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts erfreute sich Halle, ein Zentrum sowohl der Aufklärung als auch des Pietismus, des vermutlich besten Rufs aller deutschen Universitäten. Göttingen und Jena, mit 874 bzw. 561 Studenten, galten als groß, doch Halle war die größte deutsche Universität, mit 1.076 Studenten (Ellwein 332). Göttingen führte neue Fächer ein, z. B. Geschichte und Philologie, und verlegte sich stark sowohl auf Mathematik und Naturwissenschaft als auch auf die Rechtswissenschaft. Dafür wurde es berühmt. Göttingen stand nach 1750 an der Spitze (Turner 504). Auch Jena erlangte große Ausstrahlungskraft dank seiner Philosophie und Ästhetik, einer Kombination von Koryphäen und jüngeren Intellektuellen (Fichte, Schiller, Schelling, Hegel, den Gebrüdern Schlegel und Goethe im benachbarten Weimar).

4. Hoffnung

Trotz meiner Kritik am gegenwärtigen Zustand des deutschen Hochschulwesens, die in vielen Punkten nur ein Echo dessen ist, was man auch von deutschen Professoren und Studenten vernimmt, möchte ich an den Beginn dieses Buches anknüpfen, an die Größe der deutschen Universität, und mit einem optimistischen Ausblick schließen. Deutschland ist durchaus in der Lage, wieder wahre Spitzenuniversitäten hervorzubringen.

Es gibt Grund zur Hoffnung. Erstens haben die deutschen Universitäten nicht völlig den Anschluss an ihre große Tradition verloren. Man sollte niemals unterschätzen, dass die Tradition eine historische Kraftquelle, eine Quelle der beflügelnden Verpflichtung ist. Eine große Vergangenheit kann Wunder wirken, wenn es gilt, normative Ideale für die Zukunft aufzustellen. Die Hoffnung kann aus der Erinnerung schöpfen.

Zweitens sind einige Aspekte der deutschen Universität bereits vorzüglich oder immer noch vorzüglich, ja überlegen. Es gibt ein Fundament, auf dem sich gut bauen lässt, zum Beispiel die Bedeutung des intrinsischen Werts des Lernens, unabhängig von dessen praktischer Anwendung; die exzellente Ausbildung der besten Studenten in Deutschland; die hohen Forschungsstandards und die Kultur der kleinen Zirkel intellektueller Gemeinschaften; und die Tatsache, dass viele Probleme, die in den USA zu beobachten sind, weitgehend vermieden werden, zumindest in ihrer extremsten Version, man denke nur an die hohen Studiengebühren und die Noteninflation. Außerdem hat kein anderes Land, abgesehen von den USA und England, so viele gute Universitäten wie Deutschland (Berchem). Einige von ihnen sind bereits herausragend. Im Vergleich zu Nachbarländern wie Frankreich steht Deutschland gut da. Ein untergründiger Vorteil mag zudem darin liegen, dass zwischen dem Anstreben eines BA und dem eines MA in Deutschland nicht eine so große Kluft besteht, wie es in den USA der Fall ist. Etwa zwei Dritteln der Studenten studieren in Deutschland, sei es an den Universitäten oder an den Fachhochschulen, nach dem Bachelor weiter, um auch noch einen Master oder einen anderen höheren akademischen Grad zu erwerben (Autorengruppe 2012, 136). In den USA wäre das undenkbar. In Deutschland werden alle Studenten

so behandelt, als seien sie künftige Wissenschaftler; in den USA ist das nur an den besten Colleges und Universitäten der Fall. Der Prozentsatz der Studenten, die gut genug ausgebildet sind, um wissenschaftlich zu arbeiten, liegt in Deutschland höher als in den USA. Obgleich keine staatliche Universität in Deutschland an die sehr hohen Absolventenquoten der besten amerikanischen Universitäten heranreicht – in einigen Fällen betragen sie mehr als 95 % –, ist die durchschnittliche Absolventenquote mit 72 % (65 % an den Universitäten) in Deutschland höher als der amerikanische Durchschnitt mit weniger als 60 %. Vermutlich liegt das daran, dass in Deutschland weniger und bessere Studenten eine Hochschule besuchen (Aud et al. 226 und Autorengruppe 2012, 136).

Geht es darum, mehr Vielfalt zu fördern, so täten deutsche Philosophen beispielsweise gut daran, die deutsche Philosophie nicht einfach von der analytischen Tradition verdrängen zu lassen; zwar ist manches von der analytischen Tradition zu lernen, aber dennoch sollte auch die eigene Tradition gepflegt werden, die der Welt einiges zu sagen hat. Die analytische Tradition, die sich letztlich von der sokratischen Idee, dass die Philosophie dem Leben dient, weit entfernt hat, treibt selbst einer Krise entgegen (McIntyre). Es ist sehr sinnvoll, unter Rückgriff auf die Tradition spezifische Schwerpunkte auszubilden. Deutschland sollte sich nicht in falscher Bescheidenheit üben und seine Errungenschaften nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Theologie, Geschichte, Kunstgeschichte, in der Philologie wie auch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, um nur einige wenige Bereiche zu nennen, nicht geringachten; sie zu bewahren und zu stärken, sollte vielmehr das Ziel sein.

Drittens hat Deutschland damit begonnen, dringende Reformen in Angriff zu nehmen, und bereits viele vorzügliche Merkmale des amerikanischen Hochschulwesens übernommen. In einigen Hinsichten ist Deutschland den USA sogar voraus. Auch wenn Deutschland sich von den USA unterscheidet und diese zum Glück nie sklavisch kopieren wird, sind Reformen eingeleitet worden oder noch auf den Weg zu bringen, die sämtliche von mir oben betonten Kategorien bereichern.

Deutschland hat den Weg zu mehr Vielfalt bereits eingeschlagen. Schon die Einrichtung von Fachhochschulen hat die Hochschullandschaft etwas differenziert. Diese stehen für einen klaren, spezi-

fischen Typ von Hochschulausbildung, der in den USA fehlt. Zwar betreuen die Fachhochschulen immer noch einen kleineren Anteil an Studenten als die Universitäten, aber zwischen 2000 und 2009 sind ihre Immatrikulationszahlen um 52 % gestiegen, während es an den Universitäten nur 8 % waren (Autorengruppe 2012, 130). Die erste Empfehlung in einer wichtigen Veröffentlichung des Wissenschaftsrats von 2006, *Empfehlungen zur künftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem*, betrifft den Ruf nach mehr Vielfalt (41). Die Exzellenzinitiative hat jüngst die Universitätslandschaft um neue Initiativen und mehr Wettbewerb bereichert und sie infolgedessen auch stärker differenziert. Bereits 1985 hat der Wissenschaftsrat eine hilfreiche Stellungnahme zum Wettbewerb veröffentlicht, aber heute besteht kein Zweifel mehr daran, dass der Wettbewerb endlich Fahrt aufnimmt und wahrscheinlich noch mehr an Fahrt gewinnen wird.

Autonomie bedeutete in Deutschland ursprünglich akademische Freiheit und Selbstbestimmung, auch wenn diese zum Teil dadurch eingeschränkt war, dass Professoren von den Ministerien ernannt und die Examen staatlich beaufsichtigt wurden; heute kommt noch eine weitere Dimension der Autonomie hinzu, die zunehmende Flexibilität der Verwaltung. Einige Bundesländer gehen darin sogar weiter als andere. Niedersachsen beispielsweise hat in den letzten zehn Jahren die staatliche Kontrolle tatkräftig abgebaut und den Universitäten mehr Autonomie eingeräumt (Oppermann). Viele deutsche Universitäten genießen heute die Flexibilität, am Ende des Haushaltsjahres das Geld nicht wie wild ausgeben zu müssen, sondern es mit ins nächste Jahr nehmen zu können, um künftige Schwerpunkte zu fördern. Auf einem Gebiet erfreut man sich in Deutschland sogar größerer Flexibilität als in den Vereinigten Staaten. Drittmittel von bundesstaatlichen Agenturen werden in den USA immer nur für ein spezifisches Programm ausgeschüttet, auch wenn viele von ihnen eine gewisse Vielfalt zulassen. In Deutschland hingegen kann ein Professor einfach mit seiner Projektidee an die DFG herantreten, ohne dass er sie zuvor in irgendeine vorgeschriebene Rubrik hat einpassen oder eine jährliche Frist hat einhalten müssen.

Wettbewerb und Anreize sind auch stärker im Spiel. Die Gehälter sind enger an die Leistung und den Markt gekoppelt, so dass

auch in diesem Punkt mehr Wettbewerb stattfindet. Das Hochschulranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) ist zwar umstritten, hat aber den Vorteil, benutzerfreundlich zu sein, d.h. jeder, der auf die Internetseite geht, kann die für ihn wichtigen Kriterien in einer guten visuellen Aufbereitung abrufen, etwa die Qualität der Bibliothek oder der Betreuung. Verglichen mit dem beliebtesten Ranking in den USA, dem *U.S. News & World Report*, das recht allgemein bleibt, ist das eine wesentliche Verbesserung. Das von der Europäischen Kommission in Auftrag gegebene U-Multirank soll, wenn es so weit ist, ähnlich vielschichtig und benutzerfreundlich sein (van Vught und Ziegele). Daneben hat der Wissenschaftsrat Pilotforschungen zu einem vielschichtigen Ranking in ausgewählten Disziplinen lanciert. Vorausgesetzt sie sind erfolgreich, darf man davon weitaus mehr Effizienz und Berechenbarkeit erwarten, als die langsamsten und unvorhersagbaren fachspezifischen Rankings von Graduiertenprogrammen seitens des National Research Council (NRC) in den USA leisten. Deutschland profitiert in diesem Punkt von einem für alle Disziplinen zuständigen Bundesministerium für Forschung, das es so in den USA nicht gibt. Das Department of Education kümmert sich traditionell vor allem um die Primar- und Sekundarschulen, und sofern die Collegeausbildung überhaupt in seinen Zuständigkeitsbereich fällt, betrifft das hauptsächlich die Studentendarlehen, und der NRC, eine private, gemeinnützige Einrichtung, die weniger einflussreich und wirksam als der Wissenschaftsrat ist, konzentriert sich auf die Natur-, Ingenieur-, Technik- und Gesundheitswissenschaften.

Verantwortlichkeit ist ein Thema, dessen man sich in Deutschland sehr wohl bewusst ist. Der Benchmarking-Club Technischer Universitäten, ein Zusammenschluss von sieben Technischen Universitäten, hat sich seit 1996 über Leistungsdaten und bewährte Praktiken ausgetauscht und gemeinsame Probleme erörtert. Seit 2003 arbeiten 21 große deutsche Universitäten im »Benchmarking G 21: Qualitätsinitiative großer Universitäten« zusammen, um Daten auszutauschen, gemeinsame Probleme zu diskutieren, Forschung und Lehre zu verbessern und voneinander zu lernen. 2012 tat sich eine Gruppe von Forschungsuniversitäten zum German U15 e.V. zusammen, um die Bedingungen für exzellente Forschung und eine forschungsgeleitete Lehre, die Förderung des wissenschaft-

lichen Nachwuchses und die Rolle der Universität im öffentlichen Leben zu diskutieren. Auch in diesem Punkt steht Deutschland potenziell besser da als die USA, denn nur eine Minderheit amerikanischer Universitäten bildet akademische Vereinigungen; wenn sie es tut, geschieht das häufig nur im Sportsektor. In Deutschland ist eine Reihe von Kooperationen zustande gekommen, darunter auch gemeinsame Studiengänge, die es ermöglichen, an mehr als einer Universität zu studieren. Dieses Modell sorgt für Effizienz und ist in den USA verhältnismäßig selten anzutreffen, während es in Deutschland immer mehr Schule macht. Man denke etwa an die über mehrere baden-württembergische Universitäten verteilten Studiengänge, die sich die unterschiedlichen Stärken der jeweiligen Universitäten auf Gebieten wie der Biotechnologie, der Umwelttechnologie und der Pädagogik zunutze machen (Frankenberg 43). Diese Art von Innovation trägt wesentlich dazu bei, dass die Bildungslandschaft eines Landes gedeiht, und Deutschland hat hier im Verhältnis zu den USA einen riesigen Vorteil: die geografische Nähe der Universitäten.

Überall in Deutschland trifft man auf kleine Gruppen, in denen die Studenten gut betreut werden und Gemeinschaft erlebt wird. Diese lassen sich ebenfalls ausbauen, sofern man sich über die Erfolge austauscht, bescheidene Anstrengungen unternimmt und vor allem für eine bessere Quote von Professoren und Studenten sorgt. So werden wieder vermehrt Rituale zelebriert, etwa Semesterabschlussfeiern und das Tragen von Talaren zu besonderen Gelegenheiten. Das stärkt das Bewusstsein der kollektiven Identität und die Achtung vor der Tradition der Hochschulbildung im Allgemeinen und der eigenen Hochschule im Besonderen. Bereits seit den späten 1990er Jahren werden in Leipzig und Dresden Fackelzüge veranstaltet (Bretschneider und Pasternack 9–10). Seit 2005 veranstalten die Universität und die Stadt Münster einmal im Jahr unter dem Titel »Elternalarm: Münsters Studierende bekommen Besuch« einen Tag der offenen Tür für Eltern. Diese anscheinend sehr beliebte Veranstaltung gleicht stark dem, was an amerikanischen Universitäten üblich ist (Labi, »In Germany«). Ebenfalls seit 2005 werden die Abschlussdiplome an der Universität Bonn in einer feierlichen Zeremonie überreicht und die Graduierten zu einem Empfang geladen (Heeg).

Zu den jüngeren Neuerungen für die Studenten zählt das Orientierungsstudium wie etwa das einjährige *studium naturale* an der Technischen Universität München (TUM), das den Studenten anhand von Projekten auf universitärem Niveau Einblick in diverse naturwissenschaftlich-mathematische Disziplinen anbietet, bevor sie sich für ein Fach entscheiden müssen. Daneben bietet die TUM auch ein verkürztes Studium an: Besonders begabte Studenten können sich direkt nach dem Abitur von Mai bis September in ein besonders betreutes Programm einschreiben und danach unmittelbar ins dritten Semester wechseln. Die Absolventenquote an der Technischen Universität Darmstadt ist infolge einer Kombination mehrerer Innovationen sprunghaft gestiegen: Prospektive Studenten, deren Notendurchschnitt unterhalb eines bestimmten Niveaus liegt, werden zu einem Gespräch geladen; die Studenten können schon sehr früh, dank einer Zusammenarbeit mit der Industrie, praktische Erfahrungen sammeln, damit sie besser verstehen, worin der Wert ihres Studiums besteht; Professoren führen Einzelgespräche mit den Studenten, in denen sie ihren Leistungsstand mit ihnen besprechen; und wenn nötig, wird ihnen eine pädagogische und psychologische Beratung angeboten (Balzter).

Die Exzellenzinitiative hat Graduiertenschulen unterstützt, sichert damit die Einheit von Forschung und Lehre für Doktoranden und trägt dazu bei, dass der intellektuelle Austausch und die Betreuung ebenso gefördert werden wie die Promotionsquote. Der Wettbewerb, wie er infolge der Exzellenzförderung in Deutschland entbrannt ist, hat neue Initiativen ausgelöst, z. B. die Konzentration darauf, den Doktoranden, die keine akademische Karriere anstreben, vielseitig einsetzbare Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, auf die Ausbildung künftiger Lehrer und auf die verstärkte Einbindung der Doktoranden in interdisziplinäre Programme. Für all das steht exemplarisch die Dahlem Graduate School an der FU Berlin. Aus der Exzellenzförderung sind Pilotprojekte hervorgegangen, die, mutatis mutandis, auch für andere Bereiche fruchtbar gemacht werden könnten.

Die große Zahl von Akademikern, auch von solchen in Führungspositionen, die viele Erfahrungen in anderen Ländern gesammelt haben, kommt Deutschland ebenfalls zugute. Hans Weisler etwa, der Gründungsrektor der Europa-Universität Viadrina in

Frankfurt (Oder), hat sich eloquent über einige der Vorteile des amerikanischen Systems geäußert, darunter auch über die intensive Betreuung der Studenten (Weisler). Darüber hinaus hat die Zahl der Workshops und Seminare für Personal und Verwaltungsspitzen der Universitäten enorm zugenommen und damit ein reger Austausch über besonders erfolgreiche Vorgehensweisen.

Viertens gibt es, trotz der gegenwärtigen Unterfinanzierung, gute Chancen, sich neue Finanzierungsquellen zu erschließen, sowohl durch Spendeneinwerbung als auch durch Studiengebühren. Diese stellen einen Mittelzufluss in Aussicht, mit dessen Potenzial die USA angesichts der dort bestehenden internen wie externen Hürden für eine Anhebung von Studiengebühren nicht leicht wird konkurrieren können.

Fünftens ist Deutschland, dem ganzen Händeringen zum Trotz, ein Magnet für internationale Studenten. Unter allen nicht englischsprachigen Ländern zieht es die meisten ausländischen Studenten an, nämlich 6,3 % aller im Ausland studierenden Studenten. Deutschland läuft sogar Australien den Rang ab (Education at a Glance 2013 Tabelle C4.4). 2012 waren mehr als 265.000 ausländische Studenten an deutschen Hochschulen immatrikuliert, so viele wie noch nie (*Wissenschaft weltoffen* 6). Damit setzt Deutschland eine ehrwürdige Tradition fort. Überdies sind gezielt Anstrengungen unternommen worden, noch mehr Studenten anzuziehen. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und die Humboldt-Stiftung gelten weltweit als Vorbild für internationale Kooperationen und die Unterstützung ausländischer Studenten und Wissenschaftler, die an einer deutschen Universität mit deutschen Wissenschaftlern zusammenarbeiten wollen. Darauf kann Deutschland ebenso aufbauen wie auf dem immer noch guten Ruf, den seine Universitäten genießen. Nebenbei bemerkt liegt darin auch ein noch nicht erschlossenes finanzielles Potenzial. Die USA nehmen auf jeder Studienstufe Gebühren von vielen ausländischen Studenten ein, auch wenn fast alle guten Studenten im Promotionsstudium finanziell unterstützt werden. Zwar wird es auch weiterhin in Deutschland wünschenswert sein, vielen Studenten von auswärts ein Stipendium anzubieten, aber trotzdem ist zu erwägen, ob nicht von einigen internationalen Studenten Studiengebühren erhoben werden sollten, sobald die Rahmenbedingungen dafür geschaffen worden sind.

Auch mehrere Faktoren, die mit den Universitäten nichts zu tun haben, sind dem Rang und dem weiteren potenziellen Aufstieg der deutschen Universitäten förderlich.

Sechstens sind die Schulen in Deutschland ausgezeichnet, ja allem, was man im Durchschnitt aus den USA kennt, weit überlegen. Im Lichte von Untersuchungen, die klar zeigen, dass »die unterschiedliche Hochschulreife junger Menschen *die entscheidende Determinante* in den unterschiedlichen Studienerfolgen ist«, kommt diesem Umstand besondere Bedeutung zu (Bowen, Kurzweil und Tobin 224).

Siebtens ist Deutschland im Großen und Ganzen ein Land, in dem eine gute Bildung Ansehen genießt. Lernen steht in Deutschland wie nur in wenigen anderen Ländern hoch im Kurs, und niemand zweifelt an der Notwendigkeit gut aufgestellter Universitäten. Das Land kann sich auf die traditionelle Hochachtung vor Studium und Wissenschaft stützen. Man vergleiche nur die unterschiedlich hohe Wertschätzung, die Lehrern, sowohl symbolisch als auch in harter Münze, in Deutschland und in den Vereinigten Staaten entgegengebracht wird. Dass kulturell ein Sinn für den intrinsischen Wert des Studiums besteht, ist ein Grund dafür, dass sich nur 8 % der deutschen Studenten in Betriebswirtschaftslehre (BWL) immatrikulieren, während 21 % der amerikanischen Bachelorstudien BWL als Hauptfach wählen (*Statistisches Jahrbuch 2011*, 150 und *Digest of Education* Tabelle 316). Umfragen unter deutschen Studenten zeigen, dass eine gute Allgemeinbildung nach wie vor vielen erstrebenswert scheint und dass verglichen mit den USA das Interesse an Bildung und der Entfaltung von Ideen viel höher rangiert als Einkommen und gesellschaftlicher Status (Almanac 2009–10, 18; Simeaner et al. 25–26).

Wie sehr die Hochschulbildung in Deutschland geschätzt wird, geht indirekt aus der großen Anzahl von Intellektuellen im öffentlichen Leben hervor. Während neun der neunzehn Politiker, die die Geschicke des Landes nach dem Krieg, sei es als Kanzler oder als Bundespräsident, gelenkt haben, promoviert waren, hatte Amerika in seiner ganzen Geschichte nur einen Präsidenten mit Doktorhut: Woodrow Wilson. Die Vorstellung, dass eine Gesellschaft ihre Intellektuellen braucht, hat in Deutschland eine viel größere Tradition als in den USA, wo im Gegenteil der Anti-Intellektua-

lismus weit verbreitet ist. Ein weiteres Zeichen für den Wert einer Hochschulbildung ist, dass *Education at a Glance 2013* zufolge 2,7 % der Deutschen einen Doktor machen. Das ist einer der höchsten Prozentsätze in der Welt, der nur von der Schweiz und von Schweden übertroffen wird, die USA hingegen liegen bei 1,7 %, was dem Durchschnitt in der EU entspricht (Tabelle A3.2c). Rechnet man die ausländischen oder internationalen Studenten heraus, ist Deutschland mit 2,3 % Weltpitze und hat auch hier einen beträchtlichen Vorsprung vor den USA mit 1,3 % (Tabelle A3.1a). Da in Deutschland der Prozentsatz von Bachelorstudenten niedriger ist, liegt zu- dem der Anteil derjenigen, die dann noch eine Promotion anstreben, noch höher; sieht man von der Medizin ab, »schließt etwa jede/r Sechste nach dem universitären Erstabschluss eine Promotion ab« (Autorengruppe 2010, 131). Eine wirklich beeindruckende Zahl und ein klares Zeichen von Qualität. Diese Gelehrten bereichern das Geistesleben auch jenseits der Universitäten.

Achtens verfügt die deutsche Kultur bereits über einige Aspekte, die an den Universitäten noch nicht Sitte sind, es jedoch leicht werden könnten. Deutsche sind mit Ritualen vertraut. Ich war einmal zu einer deutschen Konfirmationsfeier geladen, die sich von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends hinzog: Da war nicht nur die Feier selbst, es gab auch einen Empfang mit Reden, gemeinsamem Essen, Aktivitäten im Freien. Es wurde gesungen, Fotos wurden gezeigt, ein von dem Konfirmanden ausgewählter Bibelabschnitt gelesen und diskutiert usw. In den USA findet man solche Rituale kaum. Auch deutsche Abiturfeiern sind meistens opulenter als entsprechende Feiern in den USA. Die Universitäten brauchen nur von anderen Bestandteilen der deutschen Kultur und ihrer eigenen Vergangenheit zu lernen und diese dann aufzugreifen.

Und schließlich versteht man sich in Deutschland darauf, etwas in Bewegung zu setzen. Das bezeugen Bereiche wie etwa die dynamische Wirtschaft und der Einsatz für soziale Gerechtigkeit, aber auch ein Blick auf einige der aufschlussreichen Statistiken in *Education at a Glance*, die ich oben angeführt habe. Obwohl da noch manch eine Lücke klafft, verzeichnen die deutschen Statistiken in einem Bereich nach dem anderen Fortschritte, und in vielen Fällen schließt man Jahr für Jahr näher zu den USA auf, was ganz offensichtlich eine Folge der Zielstrebigkeit und der Disziplin ist, mit der

die gegenwärtigen Zustände reformiert und verbessert werden. Das trifft auf den Zugang zu den Hochschulen ebenso zu wie auf die Absolventenquoten und den in die Hochschulausbildung fließenden Prozentsatz des Bruttosozialprodukts. Ein konkretes Beispiel für einschlägige deutsche Initiativen ist das Jahrestreffen des German Academic International Networks (GAIN), das im September 2012 zum zwölften Mal in Boston zusammenkam. Mehr als hundert Deutsche, darunter Universitätspräsidenten, Abgeordnete, Vertreter von Regierung, Stiftungen und akademischen Einrichtungen, nehmen regelmäßig an diesem jährlichen Ereignis teil. 400 deutsche Doktoranden, Postdoktoranden und Assistenzprofessoren von führenden nordamerikanischen Universitäten werden in der Absicht zum Gespräch und zu Veranstaltungen geladen, sie zu einer Fortsetzung ihrer akademischen Karriere in Deutschland zu bewegen.

Das gegenwärtige Klima bietet Deutschland vielleicht die große Chance, von den besten und schlechtesten Praktiken in anderen Kulturen zu lernen, deren Universitäten früher und schneller Innovationen durchgesetzt haben. Kühne und gut durchdachte Reformen könnten ein Hochschulwesen schaffen, das von Neuem zu den führenden der Welt gehört. Mehr Flexibilität in der Evaluierung der Fakultät; das Recht der Universitäten, sich die Studenten selbst auszusuchen; eine Umgebung, in der Studenten intensiver betreut werden und einen stärkeren Gemeinschaftssinn entwickeln, den sie auch noch als Alumni bewahren; die Förderung unterschiedlicher Typen von Universitäten; mehr Anreize, Flexibilität und Verantwortlichkeit innerhalb der Universitäten; sozialverträgliche Studiengebühren und die Einwerbung bescheidener, namentlich genannter Spenden für Studentenstipendien oder besondere universitäre Veranstaltungen, beispielsweise Exkursionen oder Theateraufführungen: das alles sind Innovationen, die mit der Zeit eine andere, bessere Kultur hervorbringen.

Im Allgemeinen sollten Reformen nicht die Vergangenheit abschütteln, d. h. sie sollten an den Aspekten des deutschen Bildungswesens festhalten und sie, die weiterhin glänzend dastehen, zum Ausgangspunkt nehmen. Deutschland sollte genügend Zutrauen zu sich selbst haben, um nicht seine spezifische Größe zu verlieren. Flexibilität und der Wille zu Reformen sollten daher mit einem Sinn dafür gepaart sein, was es zu bewahren gilt. Noch ist Zeit, den

Bachelorstudiengang so umzugestalten, dass er nicht bloß ein Abklatsch des amerikanischen Bachelor ist, sondern die Aspekte des deutschen Systems beibehält, denen es traditionell besser gelungen ist, die besten Studenten zur Selbständigkeit zu erziehen.

Im Mittelpunkt der Reformen sollten unbedingt Leitideen, Leistungen und Ergebnisse stehen und nicht so sehr Strukturen, Organisation und Verfahren. Nur auf diesem Weg wird Deutschland im Wettbewerb bestehen. Gestützt auf seine früheren, noch immer vorhandenen Stärken und unter Vermeidung der Schwächen des amerikanischen Systems hat das deutsche Hochschulwesen eine unverkennbare Chance, in eine glanzvolle Zukunft aufzubrechen.